

Das Geschenk des Glaubens

Autor(en): Bernhard Gardi
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 2001

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/5d3471e9-8904-4ed9-ace8-fcfd16e6900e>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

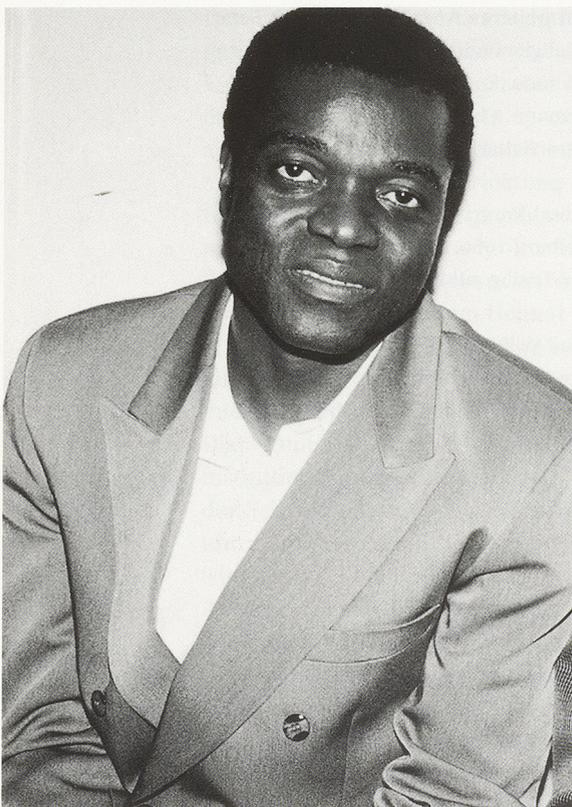
Das Geschenk des Glaubens

Bernhard Gardi

Ein Gespräch mit Joseph Kalamba

Dr. theol. et Dr. phil. I Abbé Joseph Kalamba wirkt seit 1999 als Seelsorger an der Pfarrei St. Anton. Seine Heimat ist die Demokratische Republik Kongo. Mit dem neuen Konzept «Fidei Donum-Retour» schlägt hier die katholische Kirche Basel-Stadt neue Brücken: Nicht eine klassische seelsorgerische Tätigkeit steht im Vordergrund, sondern das Vermitteln der Licht- und Schattenseiten des afrikanischen Kontinents mit seiner tiefen Spiritualität und kulturellen Lebendigkeit.

Joseph Kalamba.



Bernhard Gardi: Auf den 13. Januar lud der Grossratspräsident Markus Ritter alle in Basel wohnhaften Afrikaner und Afrikanerinnen ins Rathaus ein. An die 500 kamen, und Sie, Herr Kalamba, waren einer der Referenten. Auch im Zusammenhang mit dem Festival «Afrika in Basel – Basel in Afrika» (ABSA) im August kam Ihnen eine prägende Rolle zu. Sie traten mehrfach öffentlich auf. Wie kommt das? In der Nordwestschweiz sind Afrikaner und Afrikanerinnen, die eine öffentliche Rolle innehaben, selten.*

Abbé Joseph Kalamba: Nun ja, was Letzteres anbelangt mag das so sein, doch kann ich mich darüber nicht äussern. Ich bin erst seit 1999 in Basel. Vielleicht fallen mir als Pfarrer und Akademiker öffentliche Auftritte leicht

ter als anderen. An den beiden von Ihnen erwähnten Veranstaltungen traten aber auch andere Afrikaner öffentlich auf, und ihre Beiträge waren sehr konstruktiv. Ich selber habe viel Zeit und Energie in das Gelingen dieser Veranstaltungen investiert. Sie lagen mir am Herzen. Ich liebe unseren afrikanischen Kontinent, und ich kämpfe dafür, dass die afrikanischen Menschen, ihre Würde und ihre Weltanschauungen hier im Westen besser verstanden werden. Ich tue das als Priester, im Namen Jesus Christus. Schwarzafrika wird mehr und mehr vergessen. Es ist, als ob Afrika gar nicht existierte auf den politischen, ökonomischen, kulturellen und religiösen Waagschalen der Globalisierung. Dagegen kämpfe ich, mit Hilfe von Afrikanern und Nicht-Afrikanern. Es ist doch eigentlich erstaunlich: Afrika und Europa liegen sich geografisch so nahe. Nur 14 Kilometer trennen uns in Gibraltar. Und trotzdem sind diese beiden Kontinente sehr weit voneinander entfernt. Dies schmerzt mich sehr. Deswegen kämpfen wir für die Annäherung der beiden Kontinente.

Sie sind schon seit längerem in der Schweiz.

Mein Bischof schickte mich 1985 zum Studium nach Fribourg. Hier doktorierte ich 1991 in Theologie und 1993 in Philosophie. Daneben leitete ich sieben Jahre die Pfarrei in Bellach (SO). 1994 kehrte ich in meine Heimat, die Demokratische Republik Kongo, das ehemalige Zaïre, zurück, um danach im westlichen Kasayi, woher ich auch stamme, pastorale, kulturelle und akademische Aufgaben zu übernehmen.

Früher brachten die Europäer das «Evangelium» nach Afrika. Jetzt aber sind Sie als Afrikaner bei uns. Was haben Sie uns mitgebracht?

Ich bringe Ihnen dieselbe frohe Botschaft Jesu, aber mit einem warmen Geschmack auf den Lippen und im Herzen! Austausch gehört zum Leben der Kirchen. Die Kirchen sind offen, sie sind keine Inseln. Sie können ihr Personal, aber auch ihre Spiritualität, ihre pastoralen Erfahrungen oder finanziellen Mittel untereinander austauschen. In diesem Sinn kamen früher Europäer aus dem Norden zu uns in den Süden, wobei ein Missionar normalerweise sein ganzes Leben bei uns verbrachte. Das war das alte Konzept. Doch die Mission ist keine «Einbahn» mehr, wir bewegen uns in beiden Richtungen.

Ich bin innerhalb eines neuen Konzepts der Missionsarbeit hier. Dieses neue Konzept, das von den elf katholischen Pfarreien Basels erarbeitet wurde, nennt sich «Fidei Donum-Retour» (das Geschenk des Glaubens wieder zurück). Dahinter steckt folgende Idee: Für drei bis vier Jahre arbeitet ein Seelsorger aus einem andern Kontinent hier in Basel. Während dieser Zeit werden die Kontakte zu jenem Kontinent intensiviert. Was können wir voneinander lernen? Welche Punkte – oder Themen – aus unseren Lebensbereichen können als «gelungen» taxiert werden, welche nicht? Viele solche Fragen stellen sich. So ist die Hauptaufgabe des «Fidei Donum»-Seelsorgers nicht die liturgische Feier in den Gemeinden, sondern die kulturelle Brückenfunktion zwischen Basel und seinem Herkunftskontinent. Ich bin nicht etwa wegen eines Priestermangels hier zu Gast, sondern vielmehr um die Katholizität der Kirche aufzuzeigen oder zu ergänzen.

Ich selber wurde hier in Basel sehr gut aufgenommen. Trotzdem bleiben Ängste, wenn Seelsorger aus dem Süden kommen. Vereinzelte Priester aus anderen Kontinenten stellen noch lange keine Invasion dar [*Prof. Kalamba lacht*]. Solche Ängste gilt es abzubauen.

Können Sie uns von Ihrer Arbeit erzählen?

Etwa die Hälfte meiner Arbeit erbringe ich an St. Anton. Da gibt es Gottesdienste, Taufen oder Beerdigungen abzuhalten, ich nehme an den monatlichen Sitzungen vom Pfarreirat und der Liturgiegruppe teil, und ich habe auch meine Präsenzzeit im Pfarrhaus. Dann gibt es die überpfarreilichen Aufgaben: Gottesdienste in jeder Pfarrei (turnusgemäss an Wochenenden), je nach Dringlichkeit Aushilfe in den anderen Pfarreien, Vorträge und Gespräche in pfarreilichen Gruppen (das heisst mit Senioren, Kindern, Erwachsenen, Mütter- und Frauengruppen) oder auch die Teilnahme an der Einführung zu den jährlichen Kampagnen von Fastenopfer und «Brot für alle». Hinzu kommen auch Sitzungen bezüglich der Vernetzung innerhalb der Schweizerischen Missionskonferenz. Daneben ist auch mein «Apostolat unter Afrikanern» wichtig. Ich arbeite zudem eng zusammen mit der Katholischen Erwachsenenbildung Basel, der «mission 21» und dem «Amt für weltweite Kirche beider Basel». Auf der akademischen Ebene habe ich auch oft mit der Religions-, Ökumene- und Missionswissenschaft der theologischen Fakultät der Universität Basel zu tun.

Wie Sie sehen, ist mein Arbeitsfeld sehr vielseitig und auch anspruchsvoll. Meine Agenda ist mein täglicher Feind [*Prof. Kalamba lacht ausgiebig*].

Im Herbst 2000 lancierte die Christoph Merian Stiftung aus Anlass des 200. Geburtstages ihres Stifters den Ideenwettbewerb «Basel denkt». Eine Million Franken wurden bereitgestellt. Von den 33 prämierten Projekten erhielt Ihr Projekt den grössten Geldbetrag. Gelingt Ihnen alles, was Sie anpacken?

Hier muss ich sagen: Wohl habe ich die Initiative für eine markante afrikanische Präsenz hier in

Basel ergriffen, und ich habe auch das Gesuch an die Christoph Merian Stiftung für alle in Basel wohnhaften Afrikanerinnen und Afrikaner gestellt, doch ich war nicht allein. Wir sind eine Gruppe, die aus Schweizern und Afrikanern besteht. Letztlich geht es hier auch um eine längere Geschichte: Vorerst gab es letztes Jahr eingehende Diskussionen mit der «mission 21» zum Thema Migration, bezogen auf den Kontinent Afrika. Zu jenem Zeitpunkt wussten wir schon, dass das Festival «Afrika in Basel – Basel in Afrika» (ABSA) geplant war. Nach einem Gespräch mit Markus Ritter, dem Grossratspräsidenten, kam es zur Einladung vom 13. Januar im Rathaus. Dies war ein entscheidendes Datum, denn eine solche Einladung weckte in vielen von uns Hoffnungen! So fragten wir uns, was sich denn durch ABSA für die über tausend in Basel lebenden Afrikaner und Afrikanerinnen ändern könnte. Etwas Konkretes müsste doch übrig bleiben, schien mir.

Aus dieser Konstellation heraus entstand die Idee der Gründung eines Treffpunktes, eines Zentrums für Afrikaner und Afrikanerinnen.

Welche Ziele verfolgen Sie?

Wir möchten Afrikanern und Afrikanerinnen eine Gelegenheit bieten, sich treffen zu können. Auch die Lateinamerikaner, die Türken oder die Osteuropäer haben solche Orte der Begegnung, die teils sehr gut organisiert sind. Wohl gibt es da einzelne afrikanische Gruppierungen, doch sie haben kein gemeinsames Nest für reguläre Veranstaltungen und gemeinsame Interessen. Ein solches Nest zu bauen ist schwieriger, als man glauben könnte, denn schliesslich verteilen sich die fünfhundert bis sechshundert in Basel lebenden Schwarzafrikaner auf mehrere Dutzend Länder mit entsprechenden, verschiedenen Sprachen und Kulturen. Die grundlegende Idee hinter dem Projekt ist daher jene des «Pan-Afrikanismus».

Neben der Gründung eines solchen Treffpunktes geht es uns im Wesentlichen um Bildungsfragen. Es gibt da viele Themen, die zur Sprache gebracht werden sollten. Wir stellen uns Vorträge vor kleinen Gruppen vor, mit sehr präzisen The-

men, um die Afrikaner und Afrikanerinnen besser über die Lebensphilosophie des Westens zu informieren. Als Beispiel könnten hier etwa die staatlichen Gesetze bezüglich Ehe, Familie oder Scheidung vorgebracht werden. Diese Gesetze sollten bekannt sein, man sollte nicht einfach blind in eine binationale Ehe hineingehen und danach, wenn es Schwierigkeiten gibt, sagen, ich wusste es nicht. Wie steht die Schweiz mit ihrer Verfassung und ihren Gesetzen da? Welche Rechte und Pflichten bestehen? Aber auch: Wo haben unsere Freunde in der Schweiz Mühe mit uns? – und umgekehrt. Ich glaube fest daran, dass mit Vorträgen und Bildung solche und weitere Probleme abgebaut werden und wir voneinander lernen können. Wir werden uns bemühen, Afrikaner und Afrikanerinnen im Erlernen der deutschen Sprache zu unterstützen. Ohne Deutschkenntnisse sind sie professionell verloren. Die konkreten Formen der Umsetzung dieser Ziele geben uns viel zu tun.

Konnte ein Lokal gefunden werden?

Zurzeit noch nicht. Wir sind auf der Suche. Zuerst auch musste das Organisationsschema diskutiert werden. Wir sind eine kleine Gruppe, möchten uns aber vergrössern. Wir sind jetzt in der Phase der Gründung eines Vereins, mit Statuten. Personen können wechseln. Ein Verein hat eine grössere Chance, bestehen zu bleiben. Das geplante «Afrika Basel Zentrum» wie auch der dazugehörige tragende Verein sollen konfessionell und politisch neutral sein. Der Ort soll Begegnungsort, wie eine Drehscheibe für Ideen, Gespräche, Gedankenaustausch, bleiben.

Wie gross müsste ein Lokal sein?

An die zwanzig bis dreissig Personen sollten sich treffen können. Es muss auch mittelfristig zu finanzieren sein. Wir brauchen auch eine kleine Zahl von Nebenräumen, wo zum Beispiel Treffen mit Juristen oder Psychiatern in Ruhe stattfinden können. Als Schwerpunkt nehmen wir auch die Situation der binationalen Ehen sehr ernst. Hier gibt es ebenso gelungene als auch misslungene Beispiele.

Könnten Sie – zum Beispiel – mit französischen Modellen arbeiten?

Hier muss noch vieles unternommen werden. Frankreich kenne ich weniger, doch sind mir kanadische Modelle bekannt. Hingegen sind die Probleme, die Afrikaner und Afrikanerinnen in der Schweiz kennen, nicht unbedingt vergleichbar mit solchen in anderen Ländern. Vieles ist hier noch relativ neu. So ist etwa eine zweite oder gar dritte Generation von Afrikanern und Afrikanerinnen noch kaum oder gar nicht vorhanden. Doch ich sehe in den Quartieren Basels, wie Afrikaner es schwer haben. Ich meine, es lohnt sich etwas zu tun, um ihr Schicksal zu verbessern. Ich bleibe zuversichtlich, und ich danke allen, die zur Entstehung eines «Afrika Basel Zentrums» beitragen.

Anmerkung

* Im Zusammenhang mit dem 500-Jahr-Jubiläum des Beitritts Basels zur Eidgenossenschaft wurde auch der Verbundenheit Basels mit Afrika gedacht. Die vielfältigen und alten Beziehungen Basels zu diesem Kontinent, aber auch die verstärkte Präsenz von Afrikanern in Basel, hatten schon im Jahr 2000 zur Gründung des Vereins ABSA (Afrika in Basel – Basel in Afrika) geführt. Zusammen mit Afrikanerinnen und Afrikanern der Region luden über zwanzig verschiedene Organisationen, Institutionen und Vereine aus Basel zu einem Afrika-Festival ein, dessen Ziel es war, die oft oberflächlichen Vorstellungen, die wir von Afrika haben, aufzubrechen. Die ersten Aktivitäten begannen am 14. August mit der Eröffnung dreier Ausstellungen im alten Gewerbemuseum auf der Lyss und sie kulminierten am 2. September mit einem gemeinsamen Gottesdienst im Münster. Über dreissig Anlässe fanden innerhalb dieser knapp drei Wochen statt.

Joseph Mutanga Kalamba ist 1956 in der Demokratischen Republik Kongo, in der Provinz Kasayi Occidental geboren. Nach dem Abitur besuchte er das Priesterseminar in Kananga. Ab 1985 studierte er an der Universität Fribourg und promovierte 1991 in Theologie und 1993 in Philosophie. Parallel zu seinem Studium leitete er sieben Jahre die Pfarrei Bellach/SO. 1994 kehrte er in den Kongo zurück, wo ihm 1997 die Diözese Luiza ad interim anvertraut wurde. Seit August 1999 ist er in Basel.